

Martin A. Völker

Über Lin Jaldati, Namensgeberin der Jugendkunstschule Marzahn-Hellersdorf

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Gäste,

in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 brannten überall im Deutschen Reich die Synagogen, nämlich über 1400. 7500 jüdische Geschäfte wurden verwüstet und geplündert, Menschen auf der Straße und in ihren Wohnungen verprügelt, verhaftet, verschleppt, umgebracht. Die Gewalt in dieser Nacht und an den Folgetagen ging nicht allein von der NSDAP und der SA aus. Man nimmt heute an, dass etwa zehn Prozent der Bevölkerung sich an diesem Gewaltausbruch aktiv beteiligt haben. Es zeigte sich also, dass Nachbarn sich in reißende Bestien verwandeln können. Von der Feuerwehr und der Polizei war keine Hilfe zu erwarten. Schutz wurde allein denen gewährt, die nach dem Inhalt der Nürnberger Rassengesetze von 1935 von „deutschem Blut und deutscher Ehre“ waren. Die anderen, das waren nun jene, die keinen Platz mehr im Leben der Deutschen hatten, obwohl sie Deutsche waren, man ihnen allerdings kurzerhand das Bürgerrecht und jede Teilhabe, die Grundrechte sowie generell das Recht der Existenz absprach. Heute ist erneut die Rede davon, dass es mehr „deutsche Sichtbarkeit“ in Städten wie Berlin geben soll. Dem lässt sich entgegenhalten, dass es eben diese „deutsche Sichtbarkeit“ war, die im Brennen der Häuser und Seelen am 9. November 1938 offenbar wurde.

Es gibt ein Lied des jüdischen Dichters Mordechai Gebirtig, in dem es heißt:

„Es brennt, Brüder, ach, es brennt!
Ach, unser armes Städtchen, alles brennt!
Böse Winde voller Rasen
reißen, brechen und zerblasen,
fahren in die wilden Flammen,
alles ringsum brennt!“

Mordechai Gebirtig bezieht sich in seinem Lied auf antisemitische Ausschreitungen des Jahres 1938 in Polen. Er starb 1942 im Krakauer Ghetto. Veröffentlicht wurde sein Lied zusammen mit vielen anderen jüdischen Liedern 1985 von Lin Jaldati in dem gleichnamigen Buch „’s brennt, briderlech, ’s brennt“ also: „Es brennt, Brüder, es brennt“.

Wer war diese Frau, die jene Lieder mit ihrem Mann Eberhard Rebling neu herausgab, Lieder, welche in ihrer Zeit selten ein mitfühlendes Ohr und keine Menschlichkeit fanden?

In der Dezemberausgabe der Zeitschrift „Das Magazin“ aus dem Jahr 1982 schildert Lin Jaldati selbst einige Stationen aus ihrem Leben und stellt eingangs fest, dass sie nicht wisse, wie oft sie das Lied „Es brennt, Brüder, es brennt“ gesungen habe, weil sie immer, wenn sie auf der Bühne stehe, es singe „wie zum ersten Mal“. Jedes Lied, so lässt sich hinzufügen, ist ein Individuum, das wie ein einzelnes Leben besonderen Schutz genießen soll, dem die Würde des Einzelnen gebührt.

Am 13. Dezember 1912 wurde Lin Jaldati (als Rebekka Brillesplijper) in Amsterdam geboren. In „Das Magazin“ erzählt sie, wie sie als Kind jüdischer Kleinhändler mit 12 Jahren die Schule verließ und als noch jugendliche Näherin in einer Fabrik gearbeitet hat. In jüdischen Kulturvereinen begann sie zu singen und zu tanzen, den Tanzunterricht finanzierte sie selbst. Im Jahr 1938 lernte sie den Pianisten und Musikwissenschaftler Eberhard Rebling kennen. 1936 hatte der junge Kommunist Nazi-Deutschland verlassen, um in Holland unterzutauchen und sich dem Widerstand anzuschließen. 2007 ehrte man Rebling als „Gerechter unter den Völkern“, weil er seiner Gefährtin Lin Jaldati und anderen jüdischen Menschen in Holland half. 1944 flogen die Verfolgten auf, und man schickte sie auf Todesreise. Das Konzentrationslager Bergen-Belsen überlebten Lin Jaldati und ihre Schwester nur knapp. „Bei der Befreiung“, so Jaldati selbst, „wog ich 28 Kilogramm. Ein paar Tage noch, und wir, meine Schwester und ich, wären verhungert.“ Nicht überlebt hatte dort Anne Frank. Lin Jaldati wickelte, wie sie sich erinnert, den ausgezehrten Leichnam von Anne Frank in eine Decke und trug ihn „zur großen Grube“.

Nach 1945 lebte Lin Jaldati in Holland. 1949 kam sie als Sängerin in die DDR. Drei Jahre später siedelte sie ganz über und sorgte mit ihren Auftritten und im Zusammenwirken mit ihrem Ehemann Eberhard Rebling dafür, dass das jüdische Kulturerbe präsent blieb. Darüber hinaus leistete sie im vollen Wortsinne Aufräumarbeit. Im Gespräch mit dem „Magazin“ sagt sie, sie habe „viele Trümmer in den Köpfen aufgeräumt“. Sie meint damit jene Trümmer, die heute wieder das Denken und Handeln der Menschen zu erdrücken drohen, nämlich Rassismus und Antisemitismus.

Ein Ort, wo das Trümmerfeld des Faschismus zu sehen gewesen ist, war das Haus Vaterland am Potsdamer Platz. Hier wirkte Jaldati am 9. November 1952 am Programm der sog. „Kristallnacht-Kundgebung“ mit, initiiert von der VVN, der „Vereinigung der Verfolgten des

Naziregimes“, die 1947 gegründet wurde und in der DDR bis 1953 existierte. Das Haus Vaterland ging am 17. Juni 1953, am Tag des Volksaufstandes, in Flammen auf. Die aufgewühlte politische Lage macht deutlich, dass die Aufarbeitung der NS-Zeit überlagert, ja überdeckt, sogar verhindert wurde von einer neuen Situation: vom Kalten Krieg, in dem zwei deutsche Staaten in einer bipolaren, zerrissenen Welt miteinander rivalisierten. Die Menschen blickten lieber nach vorn, auf das vorhandene, auf das angestrebte Wirtschaftswunder oder auf das „Überholen-ohne-einzuholen“ (Walter Ulbricht, 1970). Zurückblicken wollte niemand, nicht sehen die eigene Verwundbarkeit, den eigenen Hunger, die eigene Schuld.

Dass die Zeit des Kalten Krieges auch das Wirken von Lin Jaldati überstrahlte, legt eine Ausgabe des Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“ nahe, in der im März 1962 über eine Reise von Lin Jaldati nach Frankfurt am Main berichtet wird. Gereist war die Sängerin zusammen mit dem Geistlichen Karl Fischer und dem DDR-Staatssekretär für Kirchenfragen Hans Seigewasser. Sie folgten einer Einladung der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes, die der „Spiegel“ im Beitrag als extrem links bewertet, versehen mit dem Hinweis, dass gegen sie vor dem Bundesverwaltungsgericht eine Verbotsklage der Bundesregierung laufe. Der Ton der Berichterstattung, wenn man den Artikel als solche bezeichnen will, ist durch und durch polemisch: Aus einer Widerstandskämpferin, aus einer Leidgeprüften, aus einer, welche die Verantwortung übernahm, die andere liegen ließen, wird eine bloße „Chansonette“, die mit einem „Seelsorger“ einen „ebenso gottlosen wie amüsischen Altkommunisten“, so der „Spiegel“, begleitet. Suggestiert wird hier, dass sich Lin Jaldati ideologisch hat missbrauchen lassen, während aus heutiger Sicht die journalistische Verkennung und Verachtung einer Lebensleistung den wahren Missbrauch, ja eine Gemeinheit, darstellt.

Aufgehört damit, das Andenken an das ausgelöschte jüdische Leben in Deutschland wachzuhalten, hat Lin Jaldati nicht. Im Gegenteil: In der Wochenschrift „Die Weltbühne“ vom 22. Juli 1969 veröffentlicht sie einen offenen Brief an den Schriftsteller Peter Edel, der wie Jaldati das Grauen der Konzentrationslager erlebt und überlebt hat. Im Jahr 1969 erschien sein Roman „Die Bilder des Zeugen Schattmann“, auf den sich Jaldati in ihrem offenen Brief bezieht. Sie lobt die „spitze Feder“ des Schriftstellers, die, so die Seelenfreundin, „dann sehr spitz [ist], wenn Du über die alten und die neuen Nazis schreibst“. „[D]ie alten und die neuen Nazis“: Diese Bemerkung zeigt, dass sich die gesellschaftliche Lage abermals verändert hatte. Nicht um den Kalten Krieg, um Kommunismus und Antikommunismus, geht es hier, sondern darum, dass verdeckt und offen jene Kräfte Morgenluft wittern, die Millionen von Menschen

ermordet haben und wieder ermorden werden, wenn sich die Gelegenheit ergibt, wenn nicht aufgepasst wird.

Das Wort von der spitzen Feder, die besonders spitz sei und sein muss, wenn es um alte und neue Nazis geht, dieses Wort hat heute ebensoviel Gewicht. In ihrem offenen Brief an Peter Edel fasst sie in vier Sätzen das zusammen, was ich als Vermächtnis von Lin Jaldati festhalten möchte. Sie schreibt:

„Durch alles zieht sich die Liebe zum Leben, zum Menschen hin. Wie das Zusammenhalten von Mensch zu Mensch gerade in jener Zeit des Unmenschlichen soviel Kraft gab. Man braucht eben stets den anderen, um sich selbst und über sich selbst hinaus zu finden. Auch in unserer heutigen Zeit, da der Mensch dem Menschen ein Mensch wird.“

Der letzte Halbsatz, „da der Mensch dem Menschen ein Mensch wird“, scheint sich auf den Philosophen Thomas Hobbes zu beziehen, der im 17. Jahrhundert meinte, dass der Mensch dem Menschen ein Wolf sei. Mag es hierfür auch gute Belege geben: Entscheidend ist nicht, was der Mensch seinen Nebenmenschen ist, sondern was er ihnen sein kann, nämlich ein Mensch. Menschlichkeit ist demnach das, was täglich gelebt werden muss, woran täglich zu erinnern ist, woran täglich im Miteinander gearbeitet werden muss. Damit der Mensch dem Menschen ein Mensch werden kann, dafür ist es wichtig, ihn spielen zu lassen. Diesen Gedanken entwickelt Friedrich Schiller in den Neunzigerjahren des 18. Jahrhunderts ausführlich in seinen Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“:

„[D]er Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und *er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.*“ [15. Brief]

Im Spiel der Kunst finden Menschen, finden wir einen gemeinsamen Umgang, der sich an Andersartigkeit, an unterschiedlichen Blickwinkeln und Sehweisen erfreut. Das Gegenteil des Spiels ist die Gleichschaltung. In und mit Gleichschaltung ist kein freies Spiel möglich, ist Menschsein und Menschbleiben unmöglich. Im freien Spiel trägt jede und jeder etwas dazu bei, dass die Gemeinschaft gewinnt. Spielen verheißt Freiheit, und die Freiheit der Kunst lässt uns spielerisch Dinge sagen und gestalten, die jenen, die uns die Freiheit rauben wollen, eine Grenze setzt.

Lin Jaldati verstarb am 31. August 1988. Nicht mehr miterlebt hat sie, wie die Menschen in der DDR, auch das ist ein Erbe der Diktaturen, auf den Straßen nach Freiheit und Selbstbestimmung riefen. Am 9. November 1989 endete vielleicht der Kalte Krieg, aber in

manchen Köpfen richtete sich jetzt abermals das Gespenst der nationale Größe, der nationalen Überheblichkeit, des nationalen Größenwahns auf. Der Größenwahn spielt nicht, er kennt keine Freunde unter denen, die vermeintlich ein anderes Blut haben, die anders aussehen, die anders sind und doch immer Menschen bleiben. Trösten wir uns damit, dass jede Verblendung irgendwann aufhört, aber die Kunst ewig andauert. So werden die jüdischen Lieder, die Lin Jaldati neu veröffentlicht und gesungen hat, nie verklingen. In einem weiteren Lied von Mordechaj Gebirtig, wiederveröffentlicht von Lin Jaldati, heißt es:

„Spielt schön, liebe Kinderlein,
genießt den Augenblick,
denn der Frühling wird vergehn,
mit ihm das höchste Glück.
Lebet, lebet, Kinderlein ...“

Das Leben und Wirken von Lin Jaldati offenbart, dass das Vergangene nie wirklich vergangen ist, und dass es Verantwortung, Mut und Leidenschaft bedarf, das Vergangene so lebendig zu halten, damit es sich nicht wiederholt. Wir wollen spielen, und wir dürfen spielen!

Vielen Dank!